

Herkunft spricht entscheidend die Tatsache, dass diese Namen dem altkeltischen Gebiete südlich des Mains nahezu fremd sind. II, 142 u. 147: ahd. *gibuan* ist nicht belegt; weshalb as. *bōdlōs* angesetzt wird statt *bodlos*, nach ae. *botl*, den ahd. Namen mit *bodal*, ist mir unklar; die Angabe „ahd. bur m.“ stammt aus dem mhd. Wb. oder aus Lexer; Graff ist vorsichtiger gewesen und hat kein Geschlecht angegeben, wie denn tatsächlich keines bezeugt ist. 147: *gibod* ist auch as. und ahd. 169: dass *brehen* „plötzlich und stark aufleuchten“ bedeute, beruht auf einer freien Phantasie von Lexer, 169: ae. *bridel* hat nicht *brigidels* zur älteren Form. 391: ahd. *slēht* hat noch nicht die Bedeutung *schlecht*.

Giessen.

O. Behaghel.

Josef Schatz. Aithochdeutsche Grammatik. Göttingen 1927. Vandenhoeck und Ruprecht. VI u. 352 S. 8°. M. 12.

Neben Braunes grundlegender ahd. Grammatik und Baeseckes Einführung in die ahd. Laut- und Flexionslehre behauptet die Darstellung von Schatz ihr eigenes Recht. Sie lässt sich nicht auf Zusammenfassungen, auf gelegentlich höchstgewagte Konstruktionen ein wie Baesecke; die Erklärungsversuche treten stark zurück. Sie stellt sich ganz auf den Boden der unmittelbar bezeugten Tatsachen. So unterbleiben Rückschlüsse aus der späteren Zeit; es werden etwa die tirolischen Ortsbezeichnungen auf -aun, die über -ün auf lat.-roman. *ōne* zurückgehen, bei der Erörterung von *Rūma* aus *Rōma* nicht herangezogen. Aber so erhalten wir das wertvollste, reiche und zuverlässige Urkundenbuch des Ahd., das in mühsamer Arbeit alle vorhandenen Quellen ausgeschöpft hat und vielfältig bisher nicht Gebuchtes vorführt. Wo etwa Braune die Schicksale des germ. w in sieben Seiten darstellt, verwendet Schatz darauf nicht weniger als zehn Seiten. Ich gebe ein paar Bemerkungen zu Einzelheiten. S. 12: wenn Schatz das Nebeneinander von *giba* und *geba* aus dem Wechsel der Endungen erklärt, so hätte er das Gleiche auch für die Doppelung *fihu* — *jehu* tun können (*fihu* — *jehaus*). S. 16: zu den angeblichen Analogiebildungen *onda*, *chonda* hätte immerhin auf meine Bemerkung (Germ. 31, 382, Anm.) verwiesen werden können. Zu dem ahd. *i* aus roman. *ē* gehören auch *lampfrida* (*lampreta*) und *pfarfrit* (*paraveredus*) und doch auch der *Inn* (*Aenus*, *Oenus*), wobei freilich die heutige Lautgestalt noch der Erklärung bedarf. S. 21: dass *kāski* germ. *ū* habe, ist zweifelhaft; man hat es neuerdings gleich lat. *consciūs* gesetzt (Sperber, Wörter und Sachen 6, 56); *ū* aus lat.-rom. *ō* liegt auch vor in *lurra* (*lorea*), *spūnon* (*exponere*), *ūlla* (*ōlla*). S. 110: dass bei der Schreibung *phar* für *far* die Anlehnung an *pfarrer* eine Rolle gespielt habe, ist doch höchst unwahrscheinlich. S. 112: zu den Belegen von *f* aus Roman. *v* gehört auch *pfarfrit* aus *paraveredus*. S. 162: es ist Schatz entgangen, dass ich über den Ausfall von zwischenvokalischem *h* PBB. 44, 341 gehandelt habe. S. 164: dass auslautendes *h* anders gesprochen wurde als inlautendes, hätte bemerkt werden dürfen. S. 185: ich verweise auf meine Bemerkungen Germ. 31, 382; ihre Kenntnis würde Schatz wohl zu einer etwas anderen Darstellung veranlassen haben. S. 186: ob in *gidungan* Schwund des *w* vorliegt und nicht vielmehr Vokalisierung des *w* in der Schwundstufe, ist mir zweifelhaft. S. 189: „nach den Konsonanten *l*, *r*, *n* ist inlautendes *w* erhalten“: es muss wohl heissen: suffixales inl. w., sonst müsste der

Schluss von S. 287 zu S. 288 gezogen werden. Uebrigens wäre auch Otrfrids *eracar* für **erucar* erwähnenswert, das Baesecke seltsamerweise als *eracari* ansetzt.

Giessen.

O. Behaghel.

Franz Rolf Schröder. Die Parzivalfrage. München 1928. C. H. Beck. 8°. 81 S.

„Die ausserordentliche Bedeutung der iranischen Religion, ihr kaum zu überschätzender Einfluss auf den vorderen Orient und die Völker des Abendlandes im Zeitalter des Hellenismus und darüber hinaus bis in die späteren Jahrhunderte des Mittelalters ist erst in allerneuester Zeit erkannt und gewürdigt worden.“ Morgenländische Einwirkungen auf das Abendland hat Schröder mehrmals erfolgreich erwiesen, in der vorliegenden Schrift z. B. S. 3 die Erschaffung der Welt aus den Körperteilen eines Urriesen oder S. 33f. die Vorstellung von Frau Welt. Der Leitgedanke des Parzival, wie ihn Kyot enthält, soll manichäisch-gnostisch sein. Der Urmensch ist ein Teil des göttlichen Lichtes, der in der Urzeit in die Materie hinabsank oder auch hinabgelockt und von den feindlichen Mächten der Finsternis besiegt und festgehalten wurde. S. 12 stellt Schröder nach dem Werk des Mahmud Sabistari (1311) die Formel auf, die in der Handlung des Parzival wiederkehren soll. Der Parzival ist eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Seele, der vollkommene Mensch wird herabgezogen und steigt wieder aufwärts zum Himmel. Den krönenden Abschluss des ersten Teils bildet Parzivals Aufnahme in die Tafelrunde: „dies war der tiefste Punkt seines Abstiegs, dem Punkt der göttlichen Einheit entgegengesetzt. Eine unendliche Menge von Handlungen geschahen von ihm, bei denen er seinem Ausgangspunkt entgegengesetzt war. Zorn trat in ihm hervor und Begierde, und aus ihnen erhoben sich Geiz, Gier und Hochmut. Tadelnswerte Erscheinungen wurden in ihm aktuell (!), er wurde ärger als Tier, Dämon oder Bestie“. Nach solchen Proben des Vergleiches wird behauptet, jeder Satz des persischen Lehrgedichtes entspräche einem der Hauptzüge der Parzivalhandlung! „Swerc niht geloubt, der sündet.“ Auf Goethes Faust mit der Walpurgisnacht möchte der Vergleich eher passen als auf Parzival. Der Gemeinplatz aller Ritterromane, die Befreiung einer von ihren Freiern bedrängten Frau, wird also gedeutet: „Parzival ist der Erlöser und zugleich der Freier, der die Seele (Kondwiramurs) aus der Not und aus dem Elend der Materie (Pelrapeire) errettet, in der sie vom bösen Dämon (Clamide) gefangengehalten wird.“ Man glaubt sich in die Tage der Romantik, zu Kreuzers Symbolik, zurückversetzt. Aber wer Einwände erhebt, bestätigt nur, dass er „das innerste Wesen der Parzivaldichtung noch immer durchaus verkennt“. Zum persischen Glauben gehört auch eine Himmelsreise, die zwar nicht Parzival, aber Flegetanis unternimmt: „die Parallele mit Parzival ist so schlagend, dass ein Zusammenhang nicht abgewiesen werden kann“ (S. 39). Graal ist nicht das südfranzösische Wort für Gefäß, „das Wort muss ursprünglich einen heiligen Gegenstand, ein Idol oder dergleichen bezeichnet haben, zu dem Stufen (gradus) emporführten, die die einzelnen Himmelsphären symbolisch darstellten“. Dieses seltsame „Ding“, wie Wolfram den Gral nennt, trägt eine Jungfrau in den Händen herein. Ich vermag mir von dem Stufengral wirklich kein Bild zu machen! Die byzantinische Messe, die